

Ludwig M. Eichinger

Vom Nutzen der eigenen Sprache in der Wissenschaft – am Beispiel des heutigen Deutsch

1. Vom Nutzen der eigenen Sprache im Allgemeinen

1.1 Der Beginn: Die Gleichwertigkeit des Deutschen

Vom Selbstverständlichen spricht man nicht. Wenn so in diesem Beitrag vom „Nutzen der eigenen Sprache in der Wissenschaft“ die Rede sein soll, heißt das zumindest, dass nicht unstrittig ist, ob und inwieweit es von Nutzen oder Vorteil ist, in der Wissenschaft die eigene Sprache, in unserem Fall also das Deutsche, zu verwenden. Das war über längere Zeit hin anders, die Möglichkeit, in wissenschaftlichen Texten die jeweils eigene Volkssprache zu verwenden, galt eindeutig als ein Fortschritt gegenüber den Zeiten und Verhältnissen, in denen man ausschließlich auf den Gebrauch des Lateinischen angewiesen war. Diese Entwicklung schien Teil des Fortschritts der Wissenschaften zu sein, auch wenn der damit zu erreichende Nutzen auf ganz verschiedenen Ebenen liegen konnte.

Man braucht gar nicht so weit zurückzugehen, um einen Eindruck von dieser Entwicklung und ihrer Bewertung zu bekommen. Es ist erst das beginnende achtzehnte Jahrhundert, in dem hierzu die entscheidenden Schritte getan werden. Zwar waren volkssprachliche Darstellungen in einer Vielzahl praktisch-fachlicher Texte seit längerem gang und gäbe, man denke etwa an Georg Agricolas Schriften zum Bergbau,¹ Albrecht Dürers „Underweysung der Messung“² oder Paracelsus' medizinische Schriften,³ die alle der großen Umbruchzeit um 1500 entstammen, zwar hatte sich dann das siebzehnte Jahrhundert um die literarische Sprache, aber auch um die grammatische Beschreibung

¹ Georgius Agricola: De re metallica libri XII, (Vom Bergbau und Hüttenwesen, 12 Bücher) 1556.

² Albrecht Dürer, Underweysung der messung mit dem Zirckel un richtscheyt in Linien ebenen und ganzen corporen, 1525.

³ Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus, Sämtliche Werke. 1. Abteilung: Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften, hrsg. von Karl Sudhoff, 14 Bände, 1922-1933.

des „Hochdeutschen“ gekümmert und entsprechende deutsche Texte vorgelegt, aber die „eigentlichen“ Wissenschaften betrifft das zunächst nicht; für die Philosophie, aber auch zum Beispiel für die Mathematik beginnt diese Entwicklung erst mit dem achtzehnten Jahrhundert.⁴ So vermerkt einer der Väter der deutschen Wissenschaftssprache, Christian Wolff, in der Vorrede (S. XIX) zu seinen 1710 erschienenen „Anfangsgründen aller Mathematischen Wissenschaften“:

Ich habe diese Anfangs=Gründe Teutsch geschrieben, weil sie unsern Teutschen zu Dienste stehen sollen. Die Kunst=Wörter habe ich nach dem Exempel der Franzosen, Engelländer und anderer Ausländer behalten. Und ihnen nur unserer Mund=Art gemässe Endungen gegeben.

Das heißt, der Nutzen liegt in der Vermittlung von Erkenntnis – die in gewissem Umfang in einer Elite-Sprache, dem Lateinischen, schon vorliegt – an eine sich bildende „nationale“ Wissensgemeinschaft. Wie der Umgang mit der Terminologie zeigt, wird auf die „internationale“ Kompatibilität mit den beispielgebenden Mustern der anderen europäischen Volkssprachen durchaus geachtet, das Zitat selbst aber gibt seinerseits Zeugnis von einer darüber hinausgehenden sprachlichen Leistung Wolffs, nämlich der Nutzung der Möglichkeit, eine deutschsprachige Terminologie auf „sprechende“ Komposita zu stützen – so stehen ja zum Beispiel die *Anfangs=Gründe* unseres Zitats für *principia*, und für die anderen vorkommenden Komposita gilt Entsprechendes.⁵ Diese gewisse Häufung neuer und daher etwas ungefüge wirkender Nomina mag den

⁴ Diese Darstellung vergrößert etwas; sie geht zum Beispiel nicht auf die Rolle des Französischen ein, das durchaus den engeren gesellschaftlichen Verkehr überschritten hatte, wie man an den Schriften von Gottfried Wilhelm Leibniz sieht, der zu Recht als einer der großen theoretischen Beförderer des Deutschen als Wissenschaftssprache gilt, aber zu Lebzeiten ausschließlich in lateinischer und französischer Sprache publizierte.

⁵ Dabei ist es dann zumindest eine Zeitlang durchaus üblich, die deutschen wie die lateinischen Formen nebeneinander in einem Text einzuführen, um so das Verständnis der neuen deutschen Termini zu sichern. Die vorkommenden Beispiele von Komposita belegen zudem zwei typische Merkmale im Umgang des Deutschen mit dem europäischen Bildungswortschatz, zum einen zeigt sich, dass früh eingebürgerte zentrale Elemente kaum durch Übersetzungen verdrängt werden konnten (vgl. Jürgen Schiewe, Von Latein zu Deutsch, von Deutsch zu Englisch, in: Debus/Kollmann/Pörksen, 2000, S. 86) und so eine eurolateinische Basis unseres Bildungswortschatzes darstellen – davon zeugt etwa das Beispiel *Prinzipien* –, zum anderen kann man sehen, dass häufig das fremde Wort und seine übersetzte Entsprechung mit Bedeutungsdifferenzierung weiterleben. So hat die in dem vorliegenden Text gewählte Übersetzung *Kunstwort* das Fachwort *Terminus* nicht verdrängt, hat aber einen Platz mit eigener Bedeutung gefunden. Auch die Mundart „(gesprochene) Sprache“, der die – im Zitat (2) noch vorkommende – *Schreibart* „geschriebene Sprache“ als systematischer Konterpart abhanden gekommen ist, ist nun ein naher Bedeutungsverwandter von Dialekt – mit vor allem konnotativer Differenzierung.

Eindruck befördern, dass diese ersten Ausbaustufen der deutschen Wissenschaftsprosa im Umfeld der Schule der Wolffschen Philosophie von einer Pedanterie⁶ gekennzeichnet ist, die erst im Verlaufe des späteren 18. Jahrhunderts in einem vernünftigen Ausgleich überwunden sein wird. Christian Wolff gilt nach Friedrich II. als eines der Paradebeispiele für die typisch deutsche Umständlichkeit und Ungefügigkeit.⁷

Wie zudem auch der Verweis auf die Praxis im Französischen, Englischen und bei den „anderen Ausländern“ zeigt, ist die Verwendung der Muttersprache von der Idee geleitet, dass man auf Deutsch auch sagen können müsse, wozu die anderen europäischen Sprachen in der Lage seien. Dass das als ein Schritt zur „Zivilisierung“ der deutschen Nation gesehen werden kann, zeigt noch deutlicher die bekannte „erste“ deutschsprachige Vorlesung von Christian Thomasius an der Universität Leipzig im Jahre 1687, bei der Thema und Kleidungsstil mindestens ebenso anstößig waren wie die Wahl der deutschen Sprache. Behandelte sie doch Baltasar Gracians „Hofmann“ als Modell eines nicht „pedantischen“ gesellschaftlichen Ideals und hielt Thomasius seine Vorlesung doch in bürgerliche Alltagskleidung gewandet. Die gesellschaftliche Öffnung im Hinblick auf eine aufkommende nicht-adelig konstituierte Öffentlichkeit ist offenkundig, auch wenn Thomasius' Auftreten zunächst nur innerhalb der Gelehrtengemeinde für Aufregung sorgt.⁸

Das hat, wie man an späteren stärker öffentlichkeitsorientierten Texten wie etwa den Ausführungen der Verwaltungswissenschaftler im Rahmen der Kameralistik entnehmen kann, auf mittlere Zeit erhebliche sprachliche Folgen. Bis dahin ist die sprachliche Praxis von „kanzleysprachlichen“ Vorgaben geprägt, bei denen relative Unverständlichkeit als Ausweis der Eingeweiheit und der damit verbundenen Macht durchaus akzeptiert wird.

⁶ Erst im Rahmen dieser Einschätzung wird ja der *pédant*, der Fachmann, zum Pedanten, dem fachlichen Umstandskrämer, werden. Vgl. Ronald Dietrich, *Der Gelehrte in der Literatur. Literarische Perspektiven zur Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems*, 2003, S. 67.

⁷ Zu diesen Zusammenhängen s. Ulrich Ricken, *Zum Thema Christian Wolff und die Wissenschaftssprache der deutschen Aufklärung*, in: Heinz L. Kretzenbacher/Harald Weinrich (Hrsg.), *Linguistik der Wissenschaftssprache*, 1995, S. 41-90.

⁸ Vgl. Jürgen Schiewe, *Von Latein zu Deutsch, von Deutsch zu Englisch*, in: Friedhelm Debus/Franz Gustav Kollmann/Uwe Pörksen (Hrsg.), *Deutsch als Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert*, 2000, S. 87: „Im Jahre 1687 hatte der junge, gerade einmal zweiunddreißigjährige Doktor der Rechte, der seine Lektionen in Kavalierskleidung und nicht im Talar abhielt, die inneruniversitären Kommunikationsgewohnheiten gröblich verletzt“.

1.2 Eine aufgeklärte Sprachwelt

Die Wendung hin zu einer Sprachform, die stärker der Verständlichkeit verbunden ist, führt nicht nur zu einer „einfacheren“, an einem mittleren Stil orientierten Ausdrucksweise,⁹ sondern letztlich zu grundlegenden Veränderungen, die bis an die Ebene des Sprachsystems heranreichen. So kann man zum Beispiel sehen, dass in diesem Kontext die wenig organisierte und individueller Interpretation anheimgegebene Distanzstellung der beiden Teile, die im Deutschen häufig zusammen das Prädikat ausmachen, die mehr oder minder willkürlich als mündliches Gliederungssignal genutzt wurde, zunächst im Hinblick auf Verständlichkeit und Schriftlichkeit domestiziert und dann im Sinn der jetzt geltenden Regeln zur Satzklammer grammatikalisiert wurde.¹⁰

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts setzt sich ein Ideal der Deutlichkeit¹¹ durch, das in der ersten Hälfte des Jahrhunderts stark rationalistisch orientiert war. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist die kritische Stellungnahme des führenden Grammatikers der ersten zwei Drittel des 18. Jahrhunderts, Johann Christoph Gottsched, in der er die Hauptmängel dieser Art zu schreiben, auführt.

Es fehlt dieser Schreibart an guten abgetheilten Perioden, an deutlich auseinandergesetzten Gedanken, und deutlichen Sätzen. Hingegen hat sie einen Überfluß an Einschüben, als da sind Einschränkungen, Bedingungen, Ursachen, Folgerungen u.d.g. Sie verwirft die Zeitwörter gar zu weit von den Nennwörtern, braucht unnöthige und altväterische Beywörter und gleichgültige Redensarten, und was dergleichen mehr ist.¹²

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts spielen dann Fragen einer sprachlichen Natürlichkeit eine erhebliche Rolle; sie betreffen eben nicht nur literarische Sprachformen, sondern gelten insgesamt als ein Kriterium für sprachliche Moral. Nicht zuletzt der Kameralismus pflegt nicht nur eine solche Sprachform, sondern kümmert sich auch bewusst darum. Das zeigen Titel und Thema

⁹ Vgl. dazu etwa Johannes Schwitalla, Komplexe Kanzleisyntax als sozialer Stil. Aufstieg und Fall eines sprachlichen Imponierhabitus, in: Inken Keim/Wilfried Schütte, (Hrsg.), Soziale Welten und kommunikative Stile, 2002, S. 390.

¹⁰ Ausgeführt und belegt in Ludwig M. Eichinger, Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Zur Serialisierung von Sätzen und Nominalgruppen im frühen Neuhochdeutschen, in: Heinz L. Kretzenbacher/Harald Weinrich (Hrsg.), Linguistik der Wissenschaftssprache, 1995, S. 301-324; s. auch Vilmos Ágel, Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, in: Werner Besch, et al. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Auflage. 2. Teilband (= HSK 2.2), 2000, S. 1891 ff.

¹¹ Zur Bedeutung dieses Konzepts s. Reichmann (1995, S.176 f.).

¹² Johann Christoph Gottsched, Ausführliche Deutsche Redekunst, 1736, S. 318.

eines klassischen Autors dieser Ausrichtung, der da lautet: Johann Heinrich Gottlobs von Justi [...] Anweisung zu einer guten deutschen Schreibart und allen in den Geschäften und Rechtssachen vorkommenden schriftlichen Ausarbeitungen [...]. (Leipzig 1758), ebenso wie ein fast beliebiger Ausschnitt aus diesem Buch:¹³

Man muß sich von den Reichthum des Landes einen richtigen Begriff machen. Denn man würde sehr irren, wenn man den Reichthum, den ein Land in seinen Gränzen einschließt, allemal vor den Reichthum des Staats ansehen wollte [...]. (S. 114)

2. Die Eigentümlichkeit des Deutschen

2.1 Grundlegendes: Sprache und kulturelle Tradition

Mit dieser allmählichen Entwicklung und Emanzipation verstärkt sich der Gedanke, das Deutsche sei nicht bloß genauso gut geeignet, beliebige fachliche Dinge auszudrücken wie das Lateinische oder das Französische, vielmehr eröffne der sprachliche Charakter des Deutschen Ausdrucksmöglichkeiten, die ihm eigentümlich seien. Man vermutet, dass die deutsche Sprache einen ganz spezifischen Zugang, ja vielleicht eine Neigung zu einer anderen nicht zu erreichenden Art von Wissenschaftlichkeit habe. Die von Johann Gottfried Herder in Auseinandersetzung mit den französischen Sensualisten angestoßenen Überlegungen zum in der Sprache sich niederschlagenden Volksgeist führen über Wilhelm von Humboldt und die Humboldt-Rezeption bis in die Moderne.¹⁴ Die Sprache, und zwar die jeweils eigene, sei „[e]ine lebendige Ausprägung des Gedächtnisses“,¹⁵ stellt so Aleida Assmann fest und fährt fort:

Die Sprache ist nicht nur der wichtigste Träger subjektiver Erinnerungen, sie ist auch ein kollektives Gedächtnis, ein historisches Archiv menschlicher Erfahrungen und Weltaneignungen.

¹³ Neben der Beiläufigkeit der gewählten Terminologie, die nicht mehr den Anschein erzeugt, die Übersetzung von etwas zu sein, stehen typisch fachliche nominale Strukturen (schriftliche Ausarbeitungen statt so etwas wie Schriften), erweiterte Attribute, Wiederholung zur Sicherung der Textkohärenz und Verständlichkeit (drei Mal *Reichthum* in dem kurzen Text) usw. – alles Beispiele einer neuen Fachsprachlichkeit.

¹⁴ Vgl. dazu die Ausführungen in Jürgen Trabant, *Was ist Sprache?*, 2008.

¹⁵ Aleida Assmann, *Die Geisteswissenschaftler als Schutzengel des kulturellen Gedächtnisses*, in: Kodalle 2007, S. 61.

Ohne eine solche Tradition ist etwa die „etymologisierende“ Richtung der Philosophie, wie sie in Heidegger repräsentiert ist, kaum denkbar,¹⁶ ihr Reflex findet sich aber etwa auch bei Theodor Adorno,¹⁷ der über seine Rückkehr in den deutschsprachigen Raum nicht nur feststellt, dass er in der eigenen Sprache am präzisesten formulieren könne, sondern hinzufügt:

Geschichtlich ist die deutsche Sprache [...] fähig dazu geworden, etwas an den Phänomenen auszudrücken, was in ihrem bloßen Sosein, ihrer Positivität und Gegebenheit sich nicht erschöpft.

Das ist nahe bei derzeit angestellten Überlegungen zu den kommunikativen Grundlagen eines kollektiven Gedächtnisses, aus denen ja auch folgt, dass man eine Gemeinschaft ihres Gedächtnisses beraubt, wenn man sie von der in ihrer Sprache niedergelegten Kultur trennt. Und so ist denn der Geisteswissenschaftler auch von den Eigenheiten seiner Sprache, von den Einzelheiten der Formulierung abhängig und steht in der Abfolge der Traditionen des Formulierens, die sich in der eigenen Sprache herausgebildet haben.

2.2 Sprachliche Präferenzen

2.2.1 System und Aussagestruktur

Und bis heute wird auch in alltäglicheren Kontexten davon gesprochen, das Deutsche habe selbst eine Art inhärenter Ordentlichkeit, die wissenschaftliche und fachliche Präzision geradezu erzwingt. Zweifellos legen die typologischen Eigenheiten der Sprachen und die Traditionen des Sprechens in den jeweiligen sprachnationalen Kulturen die Präferenz für bestimmte Strukturen nahe. So stellt Konrad Ehlich fest:¹⁸

Über die Bindung an die jeweilige alltägliche Sprache ist die Wissenschaftssprache auch an deren strukturelle Vorgaben gebunden. Sie ist darauf angewiesen – kann sie zugleich im Rahmen des sprachentwicklungsmäßigen Möglichen freilich auch weiter entfalten helfen.

Um dies am Beispiel des Deutschen zu illustrieren, sind hier für die Wissenschaftssprache Strukturmerkmale wie die Entwicklung einer spezifischen syntaktischen Komplexität oder etwa die Nominalbildungsmechanismen zu nen-

¹⁶ Zur Einschätzung dieses Rekurses auf das „Eigentliche“ s. Hans-Martin Gauger, *Der etymologische Holzweg*, in: ders.; *Über Sprache und Stil*, 1995, S. 70 ff.

¹⁷ Theodor W. Adorno, *Auf die Frage: Was ist deutsch*, in: *Kulturkritik und Gesellschaft II*. Eingriffe, Stichworte, Anhang (Werke; 10.2). S. 699 f.

¹⁸ Konrad Ehlich, *Mehrsprachigkeit in der Wissenschaftskommunikation – Illusion oder Notwendigkeit*, in: Konrad Ehlich/Dorothee Heller (Hrsg.), *Die Wissenschaft und ihre Sprachen (= linguistic insights 52)*, 2006, S. 25.

nen. Das Englische wiederum bietet in den Serialisierungsmöglichkeiten und -erfordernissen Vorgaben, die sich in der Wissenschaftskommunikation um- und durchsetzen.

Was hier gemeint ist, lässt sich fast an jedem beliebigen Fachtext zeigen, so z. B. an der deutschen und englischen Version des Beginns eines amtlichen EU-Textes zur *Biodiversität*. Seine deutsche Fassung lautet:

Die in den vergangenen Jahrzehnten vonstatten gegangene Entwicklung hat unser Leben bereichert, und die Menschheit hat davon erheblich profitiert. Sie führte jedoch vielfach zu einer Abnahme der Verschiedenartigkeit und des Umfangs von natürlichen Systemen – der so genannten biologischen Vielfalt.

In der englischen Fassung, die im angedeuteten EU-Text vermutlich das Original ist, von dem aus Übersetzungen geschaffen werden, lautet die entsprechende Passage so:

Over recent decades, humanity has benefited enormously from development, which has enriched our lives. However, much of this development has been associated with a decline in both the variety and extent of natural systems – of biodiversity.

Ohne in alle Einzelheiten zu gehen, kann man z.B. sehen, dass das Deutsche in dem ersten Satz die Fähigkeit der Erweiterung der Nominalphrase *Die ... Entwicklung* in dem Zwischenraum zwischen Artikel und Substantiv dazu nutzt eine insgesamt untergeordnete Aussage (*in den vergangenen Jahrzehnten vonstatten gegangen*) einzubetten, was unter anderem daran liegt, dass man das Substantiv *Entwicklung* nicht einfach so in den Satz einbauen könnte wie das mit dem englischen *Development* geschieht:¹⁹ Demgegenüber zeigt das Englische, bei dem ja das Subjekt praktisch nicht von der ersten Stelle im Satz zu verdrängen ist, bekanntlich eine Tendenz zur Linksherausstellung von kataphorisch wirkenden textstrukturierenden Konnektoren am Satzanfang, aber dann auch darüber hinaus (*over recent decades – however – both*²⁰). Unter anderem führen diese unterschiedlichen Kodierungspräferenzen zu einer Verschiebung

¹⁹ Was andererseits damit zusammenhängt, dass deutsch *Entwicklung* und englisch *development* sich eigentlich an der Stelle, die in dem (englischen) Text gemeint ist, nicht so recht berühren. Eine Bedeutung von *Entwicklung* im Sinne dieses *development* ohne weitere Ergänzung haben wir wohl in Wörtern wie *Entwicklungshilfe* vor uns, wo *Entwicklung* auch einfach die „positive Entwicklung“ meint. Traditionell wäre das wohl ein Platz für ein Lexem wie das deutsche Wort *Fortschritt*, das nun allerdings wieder zu deutlich die Positivität der Bewertung mit sich tragen würde und dessen Leumund im heutigen Deutsch aber eher ambivalent ist.

²⁰ Dieses ist ein Untergliederungselement, das einen absehbaren Erwartungshorizont öffnet, und dem im Deutschen nichts Rechtes entspricht; es passt ja auch gut zu den prinzipiell nach rechts offenen Strukturen einer rein zentrifugalen Sprache, wie es das Englische ist.

in der Hierarchie der im ersten Satz miteinander verbundenen Propositionen.²¹ Das nur als ein kleines Beispiel dafür, wohin einen die Normaloptionen des jeweiligen Systems und seiner Ausdruckspräferenzen bringen.

2.2.2 Sprachstruktur und Traditionen des Sprechens

Mit den Möglichkeiten, die sich das Deutsche auf der Basis seiner strukturellen Möglichkeiten erarbeitet hat, verbindet man durchaus spezifische Vorteile bei bestimmten wissenschaftlichen und fachlichen Ausdruckswünschen. So sieht das zum Beispiel Adorno in der oben aufgeführten Textstelle. Es gibt aber auch in, wenn man so will, weniger abstrakten Bereichen und in der Gegenwart entsprechende Äußerungen. Man kann hier den Inhaber des Lehrstuhls für Verwaltungswissenschaften an der Wasada Universität Tokio, einen aufgrund der großen Ferne des deutschen Nationalismus zweifellos unverdächtigen Zeugen, für diesen Punkt anführen. Er stellte zu diesem Punkt im Rahmen einer Podiumsdiskussion fest – ich zitiere den Bericht über diese Veranstaltung:

*Aus der Sicht von Kochiro Agata stellt sich das Deutsche aufgrund seiner rigiden Grammatik ohne Missführung und seiner genauen Abstraktion zum klaren Verständnis sowie der damit verbundenen produktiven Wortbildungsmöglichkeiten als eine für die Wissenschaft besonders geeignete Sprache dar. Im Bereich der Verwaltungswissenschaften habe das deutsche [...] Vorbild [...] ausgesprochen einflussreich und beispielgebend in Japan gewirkt.*²²

Zweifellos werden hier Punkte genannt, die dem fachlichen Schreiben im Deutschen sein Gepräge geben, die es ihm ermöglichen, etwa zwischen dem Englischen und dem Französischen einen mittleren Grad an Abstraktheit zu halten, und auf der Benennungsebene durch die Nutzung von Techniken wie der Komposition einen fast beliebigen hohen Grad an Detailgenauigkeit erreichen zu können.

2.3 Historische Folgen

Damit verbunden ist wie gesagt seit dem 18. Jahrhundert der Gedanke, dass die in den verschiedenen Sprachen liegenden unterschiedlichen Möglichkeiten un-

²¹ So hat *Entwicklung* – um auch hier nur das Augenfälligste zu erwähnen – in den vergangenen Jahrzehnten einen anderen Skopus als seine englische Entsprechung, und aufgrund der andersartigen Einbettung von *Entwicklung* wird auch im letzten Teilsatz auf eine Einheit (*von-statten gegangene Entwicklung*) Bezug genommen, die im englischen Text so gar nicht existiert.

²² Auswärtiges Amt, Wissenswelten verbinden. Deutsche Außenpolitik für mehr Bildung, Wissenschaft und Forschung, 2009, S. 114.

terschiedliche Erkenntnisweisen oder zumindest -aspekte repräsentierten. Klassischerweise hängt sich diese Diskussion an die von Wilhelm von Humboldt geäußerten Gedanken zu diesem Punkt.

In praktischerer Weise spielt das in dem Kontext eine Rolle, ob es nützlich sei, die Mühe des Fremdsprachenlernens auf sich zu nehmen. Arthur Schopenhauer sieht genau aus diesem Grund im Erlernen von Fremdsprachen einen Zugewinn nicht nur an Wissen, sondern am Grad der Bildung:²³

Hieraus nun folgt, dass man in jeder Sprache anders denkt, mithin unser Denken durch die Erlernung einer jeden eine neue Modifikation und Färbung erhält, dass folglich der Polyglottismus, neben seinem vielen unmittelbaren Nutzen, auch ein direktes Bildungsmittel des Geistes ist, indem er unsere Ansichten, durch hervorragende Vielseitigkeit und Nüancierung der Begriffe, berichtigt und vervollkommnet, wie auch die Gewandtheit des Denkens vermehrt. Den Vortheil dieses Studiums entbehrten die Griechen; wodurch sie zwar viel Zeit ersparten, mit der sie dann aber auch weniger ökonomisch umgingen; wie das tägliche, lange Herumschlendern der Freien auf der ἀγορά bezeugt [...].

Wenn man auch den Eindruck hat, dass Schopenhauer den philosophischen Ort des περίπατος etwas wörtlich nimmt, wobei die Richtung der Interpretation auf jeden Fall unseren Vorurteilen über die Deutschen entspricht, so bleibt für den Anfang des Textes doch festzuhalten, dass er sich von der Alterität, die in den anderen Sprachen steckt, eine Relativierung der eigenen Position erwartet, und noch deutlicher als Kind seiner Zeit erweist er sich, wenn er notiert:²⁴

Die Sprache, in welcher man schreibt, ist die Nationalphysiognomie (§ 282).

Solche Ideen haben seit den Frühromantikern durchaus Konjunktur.²⁵ So charakterisiert etwa auch Adam Heinrich Müller²⁶ die fünf großen zentralen europäischen Nationen als (verwandte) Individuen mit Eigenheiten in „Sitten, Sprache, Gemüthsart, Kunst, Bildung und National=Physiognomie“.²⁷

²³ Arthur Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II (= Arthur Schopenhauers Werke in fünf Bänden V), 1991, S. 491.

²⁴ a.a.O., S. 455.

²⁵ S. z. B. die Dokumentation des Sublemmas Nation 4 in Bär (1999, S. 417 ff.).

²⁶ Adam Heinrich Müller, Die Elemente der Staatskunst, 1809, S. 281.

²⁷ Den weiteren Kontext bieten auch Reflexe der Lavaterschen Physiognomie, der ja einen Teil seiner Arbeit „Vermischte Nationalphysiognomien“ nennt. Dazu auch Kant im „Streit der Fakultäten“ (S. 64), mit Referenz sowohl auf Lavater wie auf Lichtenberg.

3. Was das für die Wissenschaftssprache heißt

3.1 Verlorene Einheit und gewonnene Ausdrucksfähigkeit

Man hat immer schon argumentiert, dass diese Unterschiede der „Weltansichten“²⁸ nicht die Wissenschaft betreffen, und so findet sich auch bei Schopenhauer unweit der gerade zitierten Stelle eine dazu auf den ersten Blick einigermaßen kontrastierende Feststellung:²⁹

Die Abschaffung des Lateinischen als allgemeiner Gelehrtensprache und die dagegen eingeführte Kleinbürgerei der Nationalliteraturen ist für die Wissenschaften in Europa ein wahres Unglück gewesen. Zunächst, weil es nur mittels der lateinischen Sprache ein allgemeines Europäisches Gelehrtenpublikum gab, an dessen Gesamtheit jedes erscheinende Buch sich direkt wandte. Nun ist aber die Zahl der eigentlich denkenden und urtheilsfähigen Köpfe in ganz Europa ohnehin schon so klein, dass, wenn man ihr Forum noch durch Sprachgränzen zerstückelt und auseinander reißt, man ihre wohltätige Wirksamkeit unendlich schwächt. [...] Darum ist Kants Philosophie, nach kurzem Aufleuchten, im Sumpfe deutscher Urtheilskraft stecken geblieben, während über demselben die Irrlichter Fichte“scher, Schellingscher und endlich gar Hegel“scher Scheinwissenschaft ihr Flackerleben genossen [...] Darum bin ich unbeachtet geblieben (§ 255).

Auch hier kann man sagen, dass das letztliche Urteil – in Anbetracht des Verhältnisses Schopenhauers zu den genannten Kollegen – nicht völlig unparteiisch ist; im Prinzip ist aber sicherlich wahr, dass durch die bindende Kraft des Lateinischen ein europäischer „Wissenschaftsmarkt“ ohne sprachliche Grenzen bedient werden konnte. Allerdings war klar, dass die Erweiterung der wissenschaftlichen Tätigkeit auf weitaus größere Bevölkerungsgruppen und ihre institutionelle staatliche Einbindung auf der Ebene der Nationalsprachen wesentlich leichter zu erreichen war. Dazu kommt, dass mit diesen Sprachen auf drei Ebenen neue Ansprüche verbunden waren, die zumindest zu Schopenhauers Zeiten den öffentlichen Sprachgebrauch entscheidend prägten. Es herrscht zum einen das Bewusstsein der Verbindung einer bürgerlichen Sprache mit gesellschaftlichem Fortschritt,³⁰ zum zweiten hat sich mit den Universitäten ein Bildungssystem entwickelt, das professioneller Wissenschaftlichkeit einen be-

²⁸ Zur Entwicklung dieser Idee vgl. Jürgen Trabant, Was ist Sprache?, 2008, S. 69 ff.

²⁹ Schopenhauer, a.a.O., S. 431 f.

³⁰ Exemplarisch ausgeführt in Ludwig M. Eichinger, Von der Heldensprache zur Bürgersprache. Wandel der Sprechweisen über Sprache im 18. Jahrhundert, in: Wirkendes Wort 40, 1990, S. 74-94.

rufflichen und institutionellen Ort gab und zum dritten greift sich eine sprachnationale Identität zunehmend Raum.

Da die Reform der Universitäten mit den Geisteswissenschaften verbunden ist, führt das zu einer erhöhten Wertschätzung der Ideen des wissenschaftlichen Individuums, das sich in höchstmöglicher Genauigkeit in seiner Muttersprache ausdrücken könne. Gleichzeitig werden die später so bedeutsam werdenden experimentellen Wissenschaften einem „praktischeren“ Diskurs zugewiesen, der auf die Modernisierung im „nationalen“ Rahmen zielte.³¹ Dazu kommt, was in den Schopenhauer-Zitaten im Hintergrund aufleuchtet, dass zu dieser Zeit das gebildete Bürgertum in der Regel mehrsprachig war, und Europa mit seinen großen Sprachen das Zentrum der wissenschaftlichen Diskurswelt darstellte, was die transnationale Kommunikation auf andere Weise erleichterte. Aus diesen Gründen stellte sich für das 19. Jahrhundert die Frage einer neuen übergreifenden Sprache nicht so recht, und das Deutsche nahm nicht zuletzt aufgrund seiner wissenschaftsorganisatorischen Fortschrittlichkeit einen zentralen Platz ein. So spielte auch die Differenz zwischen den verschiedenen Wissenschaftstypen lange Zeit eine geringere Rolle.

3.2 Gründe für den Erfolg der Muttersprachen

Man kann resümieren: Bei der Emanzipation des Deutschen als Wissenschaftssprache gibt es drei Faktoren, deren Bedeutung im historischen Verlaufe des 18. und 19. Jahrhunderts schwankt und sich zum Teil überlagert.

Der erste Faktor ist der der Öffnung hin auf eine „nationale“ bildungswillige Öffentlichkeit,³² der Bezug auf diese Schicht betrifft die Umsetzung klassi-

³¹ Wissenschaftliches wie staatliches Leben waren zudem geprägt von den Ergebnissen und „Produkten“ deutschsprachiger Aufklärung; vom Kameralismus war schon die Rede. Im Hinblick auf die Sprache ist hier auch der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft zu gedenken. Einen Meilenstein für die Rechtsgeschichte wie für die deutsche Sprachgeschichte stellt das Preußische Allgemeine Landrecht, das 1794 in Kraft trat, dar. Sein sprachlicher Duktus prägt bis heute unsere Vorstellung von der Adäquatheit allgemeinerer Rechtstexte; zum Einzelnen vgl. neben Hans Hattenhauer, *Zur Geschichte der deutschen Rechts- und Gesetzessprache*, 1987; Hans Kiefner, *Zur Sprache des Allgemeinen Landrechts*, in: Barbara Dölemeyer/Heinz Mohnhaupt (Hrsg.), *200 Jahre Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten: Wirkungsgeschichte und internationaler Kontext*, 1995, S. 23-78; zur sprach- und rechtssprachgeschichtlichen Einordnung Ruth Schmidt-Wiegand, *Deutsche Sprachgeschichte und Rechtsgeschichte seit dem Ausgang des Mittelalters*, in: Werner Besch, et. al. (Hrsg.): *Sprachgeschichte* 2. Aufl. 1. Teilband, 1998, S. 92/93.

³² Nicht umsonst konstituiert sich das deutsche Bildungsbürgertum als eine vom sprachlichen Volksgeist getragene funktionale Elite, die Bildung als ihr „Alleinstellungsmerkmal“ definiert.

schen Wissens³³ (was etwa das Wolff'sche Beispiel angeht), es eröffnet aber auch die Möglichkeit der Einbindung „moderner“ somit nicht lateinisch präformierter Wissensbestände³⁴ und die Präferenz für neue Texttypen, die sich alltagssprachlicheren Formen öffnen.³⁵

Der zweite – zeitlich folgende – Faktor betont den Kontext von sprachlich-nationaler Prägung der Erkenntnisweisen und gleichzeitig die Bedeutung der Entfaltung der individuellen Idee, die in dieser Genauigkeit an die Muttersprache gebunden ist.

In gewisser Weise sind beide Punkte Voraussetzungen für den dritten Faktor, in dem die bildungsbürgerlich-aufgeklärte Welt die Basis für eine neue Art von wissenschaftlichem Diskurs prägt, die in der muttersprachlichen Form auch auf eine weitere Entwicklung der bürgerlichen (republikanischen) Diskurswelt zielt. Dabei spielen die auf rein sprachliche Wissenskonstitution zielenden Geisteswissenschaften eine dominante Rolle, eine gebildete europäische Mehrsprachigkeit sichert die notwendige Breitenwirkung. Das Deutsche wird hier etwa auch für Mittel- und Osteuropa vorbildhaft.³⁶

4. Und die Moderne?

4.1 *Linguafranca-Welt*³⁷

All das ist jetzt anders. Und zwar prinzipiell. Und um das Prinzipielle zu betonen, soll das in diesem Sinn Akzidentielle, die Folgen der deutschen nationalistischen Exzesse für die Geltung der deutschen Sprache, weniger in den Blick genommen werden.³⁸

³³ Dazu kann man die mit Wolff und Thomasius angedeutete Entwicklung einer Sprache der Philosophie rechnen, die im 18. Jahrhundert zu Kant führt, um dann im 19. Jahrhundert einen als typisch deutsch angesehenen Wissenschaftsstil zu entwickeln, wie er sich in exemplarischer Weise in Hegels Schriften niederschlägt; man vgl. die entsprechende 19. Jahrhundertliche Kommentierung durch von der Gabelentz, aber auch schon Klopstock verspottet die Übertreibungen Kants in der Kompositabildung (vgl. Ludwig M. Eichinger/Claire Lüsebrink, Gespräche über die Sprache, in: Brigitte Schlieben-Lange (Hrsg.), Fachgespräche in Aufklärung und Revolution, Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 47, 1989, S. 197-240.).

³⁴ vgl. Gottscheds Übersetzung des „Dictionnaire historique et critique“ Pierre Bayles.

³⁵ Dialoge; Zeitschriften; Katechismen; vgl. Eichinger a.a.O., 1990; Eichinger/Lüsebrink a.a.O.

³⁶ So beginnt etwa sogar die Sprachwissenschaft des Tschechischen ihre Emanzipation in der Wissenschaftssprache Deutsch; s. Dobrovský (1809).

³⁷ Die Formulierung dieser Überschrift mag andeuten, dass globale Sprachprobleme zwar Symptome auf Landesebene zeigen mögen (vgl. Harald Weinrich, Deutsch in Linguafrancaland, in: Akademie-Journal 2/2001, S. 6-9), Lösungen aber des Blicks darüber hinaus bedürfen.

³⁸ Einige wichtige Hinweise dazu bringt Ulrich Ammon, Entwicklung der deutschen Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert, in: Debus/Kollmann/Pörksen, 2000, S. 71/72; warum wir

Bedeutsamer ist ein anderer Punkt, der auch die „sprachliche Verschiebung“ gerade in den letzten beiden Jahrzehnten besser zu erklären vermag. Es geht mehr um die übergreifende Geltung des Englischen als um den Verlust einer spezifischen einzelnen Sprache. Ein Satz wie das berühmte Zitat eines DFG-Präsidenten, dass „die Spitzenforschung englisch spreche (und schreibe)“, zeugt von einer Veränderung in zweierlei Hinsicht. Zum ersten dominiert die Wissenschaftskultur der nicht (oder weniger) kultursensitiven Struktur- und Naturwissenschaften, und zum zweiten hat sich das traditionelle westeuropabasierte Interaktionsgefüge grundlegend verschoben.

Aleida Assmann hat in dem oben schon zitierten Aufsatz den Unterschied, der in der medialen Vermittlung zwischen dem natur- und dem geisteswissenschaftlichen Paradigma besteht, so beschrieben, dass Sprache für sie gegenüber so etwas wie Zahlen oder bildlichen Darstellungen ein sekundäres Medium sei.

Die Objekte naturwissenschaftlicher Forschung sind heute vor allem visuell kodiert in Diagrammen, Computergraphiken, Röntgenaufnahmen, Magnetresonanzbildern; deren Versprachlichung ist dann die Übersetzung in einen Hilfskode, der der Ergänzung und Rahmung des visuell Aufbereiteten dient.³⁹

Auf dieser Ebene ist die Nutzung einer reduzierten natürlichen Sprache, wie es das Wissenschaftsenglische ist, kein größeres Problem. Das Englische als *lingua franca* der Wissenschaften funktioniert am problemlosesten, je formaler die Kontexte sind. Zum Beispiel sind viele mathematische Texte von einem Typ, dass außer Formeln, häufig internationalistischen (nominalen) Termini bzw. internationalen „Namen“ nur sehr allgemeine Verben für Gleichsetzung, Grund-Folge-Beziehungen und dergleichen auftauchen, und dann Konnektoren und Modifikatoren (ja/nein), die nicht leicht fehlzulesen sind, da in diesen Texten zumeist dem Verlauf (realer oder mentaler) experimenteller Vorgänge nachgegangen wird, die zudem in Formeln und Schemata weithin vorgegeben sind.

Hier wäre andererseits der Aufwand, von der einen in die andere Sprache zu gehen, nicht sehr hoch – woraus man auch schließen könnte, so viel Deutsch könnte man auch leicht lernen. Allerdings kommt hier der zweite Punkt zum Tragen, der die sprachliche Welt weithin verändert hat. Was man gemeinhin Globalisierung nennt, ist ja eigentlich zumindest in letzter Zeit eher die Entstehung einer multipolaren Struktur von Interaktionsräumen, die zwar von westlichen Vorstellungen von Wissenschaft geprägt sind, aber nicht mehr in ein (sprachlich) eurozentrisches Muster passen. Das zentrale Ereignis dafür ist

bei unserer Analyse über den Tatbestand dieser historischen Belastung hinaus denken müssen, hat Wolfgang Klein, *Das Ende vor Augen*, in: Debus/Kollmann/Pörksen, 2000, S. 288, besonders provokant begründet.

³⁹ Assmann a.a.O., S. 62

zweifelloos die „Verselbständigung“ des asiatischen Raums. Mit dem Aufkommen in diesem Sinn regionaler Verständigungssprachen – so wird seit einigen Jahren statt europäischer Sprachen in Japan und Korea weithin Chinesisch gelernt – bilden sich großregionale Kommunikationsräume. Das führt, wenn die jeweilige Region überschritten wird, zur einsprachig englischen Interaktion.

An dieser Stelle spielt auch die Frage nach der genauen sprachlichen Qualität dieses Englisch – das ja nicht identisch ist mit der gleichnamigen Kultursprache – keine Rolle. Das gilt für viele der Struktur- und Naturwissenschaften, das ist schon bei den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften anders und geradezu konstitutiv für die Arbeit der Geisteswissenschaften. Nicht umsonst kommt es bei ihnen im Zweifelsfall darauf an, zumindest Grundlagentexte „im Original“ wahrnehmen zu können.⁴⁰

4.2 Nutzen und Nachteil sprachlicher Homogenisierung

Die „großen“ westlichen europäischen Sprachen haben die Entwicklung in die Moderne hinein sprachlich begleitet. Da damit eine entwickelte Nationalsprache wie das Deutsche die Möglichkeit des adäquaten Mitsprechens eigentlich in allen Bereichen bietet, ist der Gewinn, der durch den Übergang zum vereinheitlichten Englischen erreicht wird, mit zwei Arten von Verlust verbunden: mit einem Verlust an Präzision und Eigentümlichkeit, wie ihn die Muttersprache bietet, und mit einem Verlust an gleichberechtigter Mitsprache – intern gegenüber den Nutzern der internationalen Sprache und im weltweiten Kontext dann auch gegenüber englischen Muttersprachlern.

Wie kann man das Bedürfnis nach „grenzenloser“ Kommunikation und Wahrung von einer die eigenen diskursiven Traditionen achtenden Eigenständigkeit miteinander in Einklang bringen?

Die Möglichkeit, seine kommunikativen Bedürfnisse nur mittels einer *lingua franca* zu stillen, hat zwei grundsätzliche Grenzen. Die zwei Grenzen der Vereinheitlichungslösung sind die folgenden: Entweder bleibt die *lingua franca* genau das, dann findet die Kommunikation in einer relativen Ungenauigkeit statt, in der zum Beispiel die unterschiedlichen Traditionen des Sprechens eher zugedeckt als aufgehoben werden. Oder die *lingua franca* verliert diesen Charakter, wird zu einer jeweils national, regional oder kulturell angepassten Form dieser Sprache: dann leidet die internationale Verlässlichkeit.⁴¹

⁴⁰ Das erklärt auch, dass es auf dieser Ebene die regionale Aufteilung überschreitende Sprachgebräuche gibt. So ist es für Philosophen offenbar doch weltweit nützlich, Deutsch zu können, offenbar gilt das aber auch für Teile der Ingenieurwissenschaften (s. Gerhard Pahl, Deutsch in den Ingenieurwissenschaften, in: Debus/Kollmann/Pörksen, 2000, S. 244/45).

⁴¹ Mögliche Konsequenzen der zweiten Entwicklung werden in David Graddol, English Next. Why global English may mean the end of English as a foreign language, British Council

4.3 Die Anpassungsfähigkeit subsidiärer Mehrsprachigkeit

Diese Aporie kann nur vermieden werden, wenn auf die Kraft der ausgebauten Nationalsprachen wie des Deutschen zurückgegriffen wird.

Es ist daher sinnvoll und nützlich, gerade in den Wissenschaften, in denen die sprachliche Konstitution von Wissen die zentrale Aktivität darstellt, auf eine neue Mehrsprachigkeit zu setzen, in der das Deutsche aufgrund seiner Bedeutung auf verschiedenen Ebenen sicher eine nicht unerhebliche Rolle spielen sollte. Das selbstverständlich, ohne auf die Nutzung des internationalen Verständigungsmittels Englisch zu verzichten. Solch eine funktionale Schichtung im Sinne eines sprachlichen Subsidiaritätsprinzips ist auch geeignet, den Status des Englischen als internationale Brücke nicht zu beeinträchtigen, noch dazu, da man jetzt schon sieht, wie sich durch die umfassende Vertretung des Englischen als Schulsprache, die selbst wenn man das wollte nicht durch englische Muttersprachler als Lehrer garantiert werden könnte, im Englischen Traditionen entstehen werden, die nicht mehr unmittelbar an die „Mutterländer“ gebunden sind.

Die Geistes- und in gewissem Umfang die Sozialwissenschaften leben von der genauen sprachlichen Differenz, die sich in der Formulierung von Konzepten niederschlägt, die durch einen geringen Grad an Terminologisierung gekennzeichnet sind. Sie sind auch in ihren innerwissenschaftlichen Bezügen auf Diskussionen längerer Dauer angewiesen, die Kenntnis der kommunikativen Traditionen des Faches spielt eine zentrale Rolle. In diesen Wissenschaften reicht es nicht, sich an der jeweils neuesten internationalen Speerspitze der Forschung zu orientieren und dann einen Schritt weiterzugehen. Vielmehr sind die Texte in diesen Wissenschaften grundsätzlich eine Art intertextuellen Geflechts, in der die eigenständige Position häufig durch die Wahl einer Redeweise eingeführt wird, bei der die Eigentümlichkeit der Argumentation häufig dadurch angezeigt wird, dass Signale sprachlicher „Fremdheit“ eingeführt werden. Die großen nationalen Sprachkulturen haben dabei ihren eigenen Charakter entwickelt, der am leichtesten nachzuvollziehen ist, wenn er in der Sprache dieser Traditionen des Sprechens abläuft.⁴² Eine neue Art an den Bedürfnissen der jeweiligen Wissenschaft orientierten Mehrsprachigkeit ist die plausibelste Antwort auf solch eine Herausforderung.

2006: www.britishcouncil.org/learning-research-english-next.pdf; – immerhin einer offiziellen British-Council-Publication – durchgespielt.

⁴² S. dazu zusammenfassend Gerd Antos/Karl-Heinz Pogner, Kultur- und domänengeprägtes Schreiben, in: Alois Wierlacher/Andrea Bogner (Hrsg.), *Handbuch interkulturelle Germanistik*, 2003, S. 397-399; auch Ruth Schmidt-Wiegand, *Deutsche Sprachgeschichte und Rechtsgeschichte seit dem Ausgang des Mittelalters*, in: Werner Besch, et al. (Hrsg.), *Sprachgeschichte* 2. Aufl. 1. Teilband, 1998.

Literatur

- Theodor W. Adorno, Auf die Frage: Was ist deutsch, in: *Kulturkritik und Gesellschaft II*. Eingriffe, Stichworte, Anhang (Werke, 10.2), 1965 S. 699 f.
- Vilmos Ágel, Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, in: Werner Besch, et al. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Auflage. 2. Teilband (= HSK 2.2), 2000, S.1855-1903.
- Alexander von Humboldt Stiftung (Hrsg.), *Publikationsverhalten in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen. Beiträge zur Beurteilung von Forschungsleistungen*. 2. (erweiterte) Auflage, AvH, 12/2009.
- Ulrich Ammon, Entwicklung der deutschen Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert, in: Debus/Kollmann/Pörksen, 2000, S. 59-80.
- Gerd Antos/Karl-Heinz Pagner, Kultur- und domänengeprägtes Schreiben, in: Alois Wierlacher/Andrea Bogner (Hrsg.), *Handbuch interkulturelle Germanistik*, 2003, S. 396-400.
- Aleida Assmann, Die Geisteswissenschaftler als Schutzengel des kulturellen Gedächtnisses, in: Kodalle, 2007, S. 61-75.
- Peter Auer/Harald Baßler (Hrsg.), *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*, 2007.
- Auswärtiges Amt (2009): *Wissenswelten verbinden. Deutsche Außenpolitik für mehr Bildung, Wissenschaft und Forschung*. (= Edition Diplomatie).
- Friedhelm Debus/Franz Gustav Kollmann/Uwe Pörksen (Hrsg.), *Deutsch als Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert*, 2000.
- Ronald Dietrich, *Der Gelehrte in der Literatur. Literarische Perspektiven zur Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems*, 2003.
- Josef Dobrovský, *Ausführliches Lehrgebäude der böhmischen Sprache*, 1809.
- Konrad Ehlich, 18 Thesen zum Deutschen als Wissenschaftssprache für das 21. Jahrhundert, in: Debus/Kollmann/Pörksen, 2000, S. 273-275.
- Konrad Ehlich, Mehrsprachigkeit in der Wissenschaftskommunikation – Illusion oder Notwendigkeit, in: Ehlich/Heller, 2006, S. 17-38.
- Konrad Ehlich/Dorothee Heller (Hrsg.), *Die Wissenschaft und ihre Sprachen (= linguistic insights 52)*, 2006.
- Ludwig M. Eichinger, Von der Heldensprache zur Bürgersprache. Wandel der Sprechweisen über Sprache im 18. Jahrhundert, in: *Wirkendes Wort* 40, 1990, S. 74-94.
- Ludwig M. Eichinger, Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Zur Serialisierung von Sätzen und Nominalgruppen im frühen Neuhochdeutschen, in: Heinz L. Kretzenbacher/Harald Weinrich (Hrsg.), *Linguistik der Wissenschaftssprache*, 1995, S. 301-324.
- Ludwig M. Eichinger, Deutsch als Fremdsprache, in: Alexander von Humboldt Stiftung 2009, S. 56-58.
- Ludwig M. Eichinger/Claire Lüsebrink, Gespräche über die Sprache, in: Brigitte Schlieben-Lange (Hrsg.), *Fachgespräche in Aufklärung und Revolution, Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 47, 1989, S. 197-240.
- Hans-Martin Gauger, Der etymologische Holzweg, in: ders., *Über Sprache und Stil*, 1995, S. 62-81.
- Johann Christoph Gottsched, *Ausführliche Deutschen Redekunst*, 1736.
- David Graddol, *English Next. Why global English may mean the end of English as a foreign language*, British Council 2006: www.britishcouncil.org/learning-research-english-next.pdf.
- Hans Hattenhauer, *Zur Geschichte der deutschen Rechts- und Gesetzessprache*, 1987.
- Johann Heinrich Gottlob von Justi, *Anweisung zu einer guten deutschen Schreibart und allen in den Geschäften und Rechtssachen vorkommenden schriftlichen Ausarbeitungen*, 1758.

- Immanuel Kant, *Der Streit der Fakultäten*. Mit Einleitung, Bibliographie und Anmerkungen von Piero Giordanetti, 2005 (1797).
- Hans Kiefner, *Zur Sprache des Allgemeinen Landrechts*, in: Barbara Dölemeyer/Heinz Mohnhaupt (Hrsg.), *200 Jahre Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten: Wirkungsgeschichte und internationaler Kontext*, 1995, S. 23-78.
- Wolfgang Klein, *Das Ende vor Augen*, in: Debus/Kollmann/Pörksen, 2000, S. 287-291.
- Klaus-Michael Kodalle (Hrsg.), *Geisteswissenschaften – Im Gegenwind des Zeitgeistes*. Mainz: Akademie der Wissenschaften und der Literatur, 2007.
- Adam Heinrich Müller, *Die Elemente der Staatskunst*, 1809.
- Gerhard Pahl, *Deutsch in den Ingenieurwissenschaften*, in: Debus/Kollmann/Pörksen, 2000, S. 239-245.
- Oskar Reichmann, *Deutlichkeit in der Sprachtheorie des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: Harald Burger/Alois M. Haas/Peter von Matt (Hrsg.), *Verborum Amor: Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache*, 1992, S. 448-481.
- Ulrich Ricken, *Zum Thema Christian Wolff und die Wissenschaftssprache der deutschen Aufklärung*, in: Heinz L. Kretzenbacher/Harald Weinrich (Hrsg.), *Linguistik der Wissenschaftssprache*, 1995, S. 41-90.
- Jürgen Schiewe, *Von Latein zu Deutsch, von Deutsch zu Englisch*, in: Debus/Kollmann/Pörksen, 2000, S. 81-104.
- Jürgen Schiewe, *Was spricht dafür, das Deutsche als Wissenschaftssprache zu erhalten?*, in: Uwe Pörksen (Hrsg.), *Die Wissenschaft spricht englisch?*, 2005, S. 75-80.
- Jürgen Schiewe, *Zum Wandel des Wissenschaftsdiskurses in Deutschland*, in: Peter Auer/Harald Baßler (Hrsg.), *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*, 2007, S. 31-52.
- Hartmut Schmidt, *Traditionen des Formulierens: Apposition, Triade, Alliteration, Variation*, in: Heidrun Kämper/Hartmut Schmidt (Hrsg.), *Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte*. (Jahrbuch 1997 des Instituts für Deutsche Sprache), 1989, S. 86-117.
- Ruth Schmidt-Wiegand, *Deutsche Sprachgeschichte und Rechtsgeschichte seit dem Ausgang des Mittelalters*, in: Werner Besch, et al. (Hrsg.): *Sprachgeschichte* 2. Aufl. 1. Teilband, 1998, S. 87-98 (zum ALR 92/93).
- Arthur Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena II*, in: Arthur Schopenhauers Werke in fünf Bänden V, 1991 (1851).
- Johannes Schwitalla, *Komplexe Kanzleisyntax als sozialer Stil. Aufstieg und Fall eines sprachlichen Imponierhabitus*, in: Inken Keim/Wilfried Schütte (Hrsg.), *Soziale Welten und kommunikative Stile*, 2002, S. 379-398.
- Jürgen Trabant, *Was ist Sprache?*, 2008.
- Harald Weinrich, *Deutsch in Linguafrancaland*, in: *Akademie-Journal* 2/2001, S. 6-9.